

Dostojewskijs Großinquisitor oder die Überforderung der Menschen durch die Moral

Vortrag von Dr. phil. Florian Roth an der Münchner Volkshochschule, 20. April 2012

Sehr geehrte Damen und Herren,

die sog. Legende vom Großinquisitor, eine Erzählung innerhalb des Romans „Die Brüder Karamasow“ von Fjodor Dostojewskij, handelt von einem Großinquisitor des 16. Jahrhunderts, der dem wieder auf Erden zurückkehrenden Jesus erklärt, dass die Menschen durch die Freiheit, die freie Wahl zwischen Gut und Böse, überfordert seien.

Dieser Geschichte wenden wir uns unter philosophischen Gesichtspunkten zu – und zwar heute, zu einer Zeit, in der seit Kurzem ein deutscher Bundespräsident amtiert, der die Freiheit in Verantwortung zum Leitmotiv seines Wirkens gemacht hat. Und in einer Zeit, in der ein deutscher Papst amtiert, der vor seiner Wahl zum obersten Hirten der katholischen Christenheit der Glaubenskongregation vorstand, der Nachfolgeorganisation der Römischen Inquisition. Seit dem 16. Jahrhundert trug sie den Namen „Congregatio Romanae et universalis Inquisitionis“, seit Anfang des 20. Jahrhunderts den Titel „Sacra Congregatio Sancti Officii“; verkürzt früher als Inquisition, später als Glaubenskongregation bezeichnet.

So viel zur Aktualität unseres Themas in deutschen Landen.

Bedeutung des Werks und des Autors

Der anonyme Autor des SZ-Streiflichts hat am 17.5.2011 seine Glosse mit folgenden Sätzen über Vollkommenheit auf dieser Welt beginnen lassen:

Zu den vielleicht ein Dutzend Dingen auf der Welt, die perfekt sind, gehören der „Großinquisitor“ von Dostojewski, Spargel aus Beelitz, Blutgrütschen von Maik Franz und frischgrüne Bäume im Frühling. All diese Sachen müssen, dürfen und sollen unter keinen Umständen verändert werden!“

Die knallharte Abwehrtaktik des Fußballers Maik Franz, der sich auf seiner Homepage als „Ironmaik“ (www.iron-maik.de) bezeichnet und bei dem auf einem Abstiegsplatz sich befindenden Verein Hertha BSC Berlin spielt, möchte ich als Anhänger des FC Bayern München nicht beurteilen. Und auch als Lokalpatriot favorisiere ich natürlich den Spargel aus Schrobenhausen und kenne mich mit den Brandenburger Sorten nicht so gut aus. Bezüglich der Vollkommenheit von frühlinggrünen Bäumen und eben der Legende vom Großinquisitor kann ich jedoch dem wohl im Bereich der Bundeshauptstadt weilenden Streiflichtautor vorbehaltlos zustimmen.

Und Sigmund Freud formulierte: „Die Brüder Karamasoff sind der großartigste Roman, der je geschrieben wurde, die Episode des Großinquisitors eine der Höchstleistungen der Weltliteratur, kaum zu überschätzen.“

Die nur wenige Seiten lange Erzählung „Der Großinquisitor“, welche innerhalb des Romans „Die Brüder Karamasow“ 1879/80, gut ein Jahr vor Dostojewskijs Tod, erschien und später auch separat veröffentlicht wurde, gilt vielen als prophetisches Werk für Nihilismus und Totalitarismus des 20. Jahrhunderts.

Der Schriftsteller Hermann Hesse z.B. nannte Dostojewskij in seinem Aufsatz „Blick ins Chaos“ aus dem Jahre 1920 den Propheten für das zwanzigste Jahrhundert,

weil sich in seinem Werk „Die Brüder Karamasow“ alle Typen wieder fanden, die für das Säkulum wichtig werden sollten.

Für viele Philosophen war Dostojewskij eine entscheidende Anregung. Nietzsche bezeichnete die Entdeckung des Russen als „*Glücksfall*“ und schrieb: „*Dostojewski ist der einzige Psychologe., von dem ich etwas gelernt habe.*“ (Götzendämmerung)

Für den Schriftsteller und Existenzphilosophen Albert Camus stellte Dostojewskij und sein Großinquisitor eine Vorhersage des 20. Jahrhunderts dar:

"Lange Zeit hat man Marx für den Propheten des 20. Jahrhunderts gehalten. Heute weiß man, daß das, was er prophezeite, auf sich warten ließ, und wir erkennen, daß Dostojewskij der wahre Prophet war. Er hat die Herrschaft der Großinquisitoren und den Triumph der Macht über die Gerechtigkeit vorausgesehen. Ich war 20 Jahre alt, als ich dem Werk Dostojewskijs begegnete, und die Erschütterung, die mich damals ergriff, hält heute, nach mehr als weiteren 20 Jahren, noch an. Ich habe Dostojewskij zuerst lieben gelernt, weil er mir die Geheimnisse des menschlichen Wesens enthüllte, aber sehr schnell, in dem Maße wie ich das Drama meiner Zeit immer grausamer erlebte, habe ich in Dostojewskij den Menschen lieben gelernt, der am tiefsten unser geschichtliches Schicksal erlebt und ausgedrückt hat. Für mich ist in erster Linie Dostojewskij der Schriftsteller, der lange vor Nietzsche den zeitgenössischen Nihilismus erkannte, definierte und seine ungeheuerlichen oder wahnwitzigen Folgen voraussah, und der versuchte, die Botschaft des Heils zu bestimmen. Der Mann, der geschrieben hatte: die Fragen nach Gott und nach der Unsterblichkeit sind dieselben wie die Fragen des Sozialismus, nur aus einem anderen Blickwinkel gesehen, der wußte, daß von diesem Augenblick an unsere Zivilisation dieses Heil für alle oder für niemanden fordern würde. Aber er wußte auch, daß dieses Heil nicht allen zuteil werden konnte, wenn man darüber die Leiden auch nur eines einzigen vergaß."

Und der Existenzialist Jean-Paul Sartre leitete aus einem Satz Dostojewskijs den Kern seiner Philosophie ab:

„Dostojewski hat geschrieben: ‚Wenn Gott nicht existierte, so wäre alles erlaubt.‘ Das ist der Ausgangspunkt des Existenzialismus. In der Tat, alles ist erlaubt, wenn Gott nicht existiert, und demzufolge ist der Mensch verlassen, da er weder in sich noch außerhalb seiner eine Möglichkeit findet, sich anzuklammern. Vor allem findet er keine Entschuldigungen. [...] der Mensch ist frei, der Mensch ist Freiheit.“ (Ist der Existenzialismus ein Humanismus?, S. 16)

Kontext des Romans „Die Brüder Karamasow“

In dem Roman „Die Brüder Karamasow“ geht es um einen Mord an den alten Karamasow und um die drei verdächtigen Söhne Iwan, Aljoscha und Dmitri. In ihren Charakteren symbolisieren sie Lebensphasen Dostojewskijs, Seiten seiner Persönlichkeit. Dmitri ist durch Leidenschaft und Sinnlichkeit gekennzeichnet, Aljoscha ist Novize in einem Kloster und fromm, Iwan der rationale Intellektuelle voller Zweifel und Zerrissenheit.

Der unmittelbare Kontext unserer Erzählung ist ein Gespräch zwischen den beiden Karamasowbrüdern Iwan und Aljoscha. Und bevor die große philosophische Freiheitsfrage im religiösen Kontext gestellt wird, wird – auch auf erzählerische Weise – das große religionsphilosophische Problem der Theodizee, also der Rechtfertigung Gottes angesichts der Unvollkommenheit, der Leiden in der Welt von Iwan angesprochen.

Wie so oft bei den gespaltenen und gequälten Gestalten Dostojewskijs geht es um eine Rebellion, einen Aufstand (so der Kapiteltitel) – und zwar gegen Gott. Diesmal aber nicht im Namen menschlicher Hybris und Allmacht. Sondern aus Mitleid. Aus Verzweif-

lung über das Leid in der Welt: das Leid Unschuldiger, das Leid von Kindern. Alt ist die philosophisch-theologische Frage der Theodizee. Aber vielleicht wurde sie nie so eindringlich gestellt wie hier.

Iwan Karamasow berichtet von Grausamkeiten an unschuldigen Kindern. Diese Berichte hat Dostojewskij in den Zeitungen seiner Zeit gefunden. Iwan erzählt etwa von einem General, der ein 8-jähriges Kind, nur weil es aus Versehen seinen Hund mit einem Stein verletzt hatte, aus purem Vergnügen von Hunden zu Tode hetzen ließ: „*Vor den Augen der Mutter rissen die Hunde den Kleinen in Stücke.*“. Diese und andere Geschichten, die er in Übernahme wahrer Begebenheiten, hier zitiert, werfen die Frage auf:

Wie kann Gott das zulassen? Wie kann es angesichts dessen eine moralische Weltordnung geben, eine universale Harmonie, oder – um mit Hegel zu sprechen – eine Welt, in der alle Wirkliche vernünftig und alles Vernünftige wirklich ist, oder um mit Leibniz zu sprechen: die beste aller möglichen Welten, in der wir leben?

Wie Hiob im Alten Testament zweifelt Iwan nicht an Gott, er klagt nur an – und nicht wie Hiob wegen eigenen unverdienten Unglücks, sondern wegen fremden Leids.

Eigentlich rebelliert er gar nicht, er will gar nicht den prometheischen Aufstand gegen Gott. Er sagt nur: da mache ich nicht mit. Wenn das die große Weltordnung ist, in die wir alle am Jüngsten Tag jubilierend einwilligen sollen – dann sage ich: ohne mich! Eine Weltordnung, zu der das ungesühnte, nie sühnbare Leiden der unschuldigsten Wesen, die man sich vorstellen kann, gehört: Ohne mich! Nichts kann dieses Leid aufwiegen, kein höherer Zweck, nicht eine Bilanz des Guten, eine Waage, auf deren anderer Waagschale große Güter liegen können. Ich will hier eine ein bisschen längere Passage zitieren:

Ich will – sagt Iwan – „von der höchsten Harmonie überhaupt nichts wissen. Sie ist nicht einmal die Tränen jenen eines gequälten Kindes wert, das sich mit den Fäustchen an die Brust schlug und in seinem stinkenden Gefängnis mit ungesühnten Tränen zum ‚lieben Gott‘ bettete. Sie ist diese Tränen nicht wert, weil sie ungesühnt bleiben. Sie müssen gesühnt werden, sonst ist eine Harmonie unmöglich. Aber wodurch, wodurch können sie gerächt werden? Was hilft mir eine dafür geübte Rache? Was kann die Hölle wiedergutmachen, wenn solche Kinder schon zu Tode gequält worden sind? Und was ist das für eine Harmonie, wenn darin eine Hölle vorkommt? Ich will verzeihen, will umarmen, ich will nicht, dass weiter gelitten wird! Und wenn die Leiden der Kinder helfen mussten, um jene Summe von Leiden voll zu machen, die zur Erkaufung der Wahrheit notwendig war, so behaupte ich, dass die ganze Wahrheit diesen Preis nicht wert ist. [...] Ich will keine Harmonie! Aus Liebe zur Menschheit will ich sie nicht! [...] Lieber will ich meine ungerächten Leiden und meine nicht beschwichtigte Entrüstung behalten. Selbst wenn ich unrecht haben sollte. Für diese Harmonie wird ein gar zu hoher Preis verlangt; es entspricht nicht unserem Geldbeutel, so viel Eintrittsgeld zu bezahlen! Darum beeile ich mich, mein Eintrittsbillet zurückzugeben. [...] Nicht, dass ich Gott nicht anerkenne [...] ich gebe ihm nur mein Billet ergebenst zurück.“

Das „Poem“ „Der Großinquisitor

Die Überleitung zu unserer Erzählung ist nun die Folgende: Aljoscha, der fromme Bruder, erwidert, es gebe auf der Welt ein einziges Wesen, das ohne Schuld sei, und das Recht habe zu verzeihen. Ohne das explizit zu erwähnen, wird klar, dass Jesus gemeint, die zentrale Gestalt für das religionsphilosophische Gedankengebäude Dostojewskijs. Und hier setzt der freigeistige, zweifelnde und ver-zweifelnde Bruder Iwan ein und erwähnt ein sog. Poem, obgleich ohne Verse, dass er sich vor einem Jahr ausgedacht hat, und dass er jetzt

das erste Mal vortragen will. Ein Werk, in dem Jesus eine fast vollends stumme Rolle spielt und das den Titel „Der Großinquisitor“ trägt.

Diese Legende spielt im Sevilla des 16. Jahrhunderts. Gerade wurden 100 Ketzer auf Befehl des Kardinal-Inquisitors verbrannt, so beginnt die Geschichte. Und auch wirklich hat in dieser Zeit in Spanien und insbesondere in Sevilla die Ketzerverfolgung gewütet. Die besondere Brutalität dieser religiös legitimierten Exekutionen in Spanien erklärt sich vielleicht auch dem Nachwirken der Reconquista. Die sog. ‚Wiedereroberung‘ der iberischen Halbinsel im Kampf gegen die muslimischen Araber, die Mauren, wurde als religiöser Sieg empfunden und das Ziel der religiösen Reinigung führte zur Verfolgung von Andersgläubigen. Insbesondere jene zum Christentum sich bekehrenden Juden und Mauren, die man verdächtigte, heimlich dem alten Glauben anzuhängen, wurden verfolgt. In Sevilla, dem Ort unserer Handlung, fand 1481 die erste Exekution von Ketzern in Spanien statt – 6 Menschen wurden lebendig verbrannt. In dieser Stadt wurden zwischen 1540 und 1700 mindestens 128 Menschen aus religiösen Gründen hingerichtet – in ganz Spanien waren es mindestens gut 1.300 Hingerichtete. Es gibt aber auch Schätzungen, die weit darüber hinausgehen und in denen von 5-stelligen Opferzahlen die Rede ist.

Eine wichtige Gestalt war hier Thomas de Torquemada, der ab 1480 erster spanischer Großinquisitor amtierte. Im 16. Jahrhundert gab es mehrere spanische Großinquisitoren, die gleichzeitige Erzbischöfe bzw. Kardinäle von Sevilla waren. Literarisch wurde die Gestalt des Großinquisitors in Schillers Drama Don Carlos, das ca. 1568 spielt, auf düstere Weise verewigt. Dostojewskij war stark von Schiller beeindruckt und so kann man davon ausgehen, dass Schillers Gestalt des Großinquisitors hier auf gewisse Weise Pate stand. Aber zurück zu unserer Erzählung:

Gerade also in dieser finsternen Zeit hätte es Christus verlangt, sich seinem leidenden, durch die Inquisition verängstigten, doch ihn liebenden Volk zu zeigen. Nach einhalb Jahrtausenden kehrt er auf die Erde zurück, in der Gestalt, in der er einst im Heiligen Land gewirkt hat – nun aber sozusagen im Land der Heiligen Inquisition. Liebe und Barmherzigkeit wären sein Motive gewesen.

Gerade die Orte, in denen man noch fast die Hitze der Scheiterhaufen, das Flirren der heißen Luft und den Geruch verbrannten Menschenfleisches spürt, sind es, wo der Höchste erscheint. Und er erscheint nicht mit großem Getöse, begleitet von den Heerscharen des Himmels, sondern still und leise, fast unauffällig. Doch die Menschen spüren das Göttliche, seine liebende und heilende Kraft. Sie folgen dem schweigenden Heiland. Sie wollen von ihm geheilt werden – und siehe da, ein blinder alter Mann ward sehend. Wie einst in Jerusalem rufen die Menschen Hosianna und huldigen ihn (doch man erinnert sich an die Bibel, wo diesen Preisungen nur wenige Tage später das ‚Kreuzigt ihn‘ folgen sollte). Gerade vor der Kathedrale angekommen, zieht ein Kindersarg an ihm vorbei und er soll es von den Toten erwecken. Die einzigen Worte, die Jesus in Dostojewskijs Erzählung spricht, sind Aramäisch und aus der Bibel: „Talitha Kumi“. Das ist übrigens ein Zitat aus dem Markus-Evangelium Kapitel 5, Vers 41. Dort spricht er zu einem toten Kind: „Talitha Kumi! das ist verdolmetscht: Mägdlein, ich sage dir, stehe auf!“ Er wiederholt also ein biblisches Wunder der Erweckung eines Mädchens von den Toten.

Und gerade zu diesem Moment geht der Großinquisitor an der Kirche vorbei. Dostojewskij schildert ihn als einen fast neunzigjährigen hageren, asketisch aussehenden Greis. Er trägt kein prächtiges Ornat, sondern ein Mönchskutte. Sein Blick wird als leuchtend und boshaft beschrieben. Hier beginnt die dramatische hochsymbolische Begegnung.

Die Häscher des Großinquisitors nehmen Christus fest. Aus Angst vor der allmächtig erscheinenden Inquisition lässt die Menge das geschehen – ihre Furcht ist also größer als ihre Liebe und ihre Hoffnung.

In seinem Verlies besucht genau zur Mitternachtsstunde der Mann der Kirche den wiedergekehrten Religionsstifter. Es kommt jedoch zu keinem Dialog. Auf die Frage: „*Bist Du es?*“ erwidert der Gefangene kein Wort.

Und jetzt beginnt der düstere Monolog des Kardinals. Ja, es sei gut, dass der andere schweige. Denn er habe ja kein Recht nur ein Wort dem hinzuzufügen, was er einst, nämlich im Neuen Testament, gesagt habe. Dostojewskij bezieht sich hier vielleicht implizit auf den neutestamentarischen Brief von Paulus an die Galater, Kapitel 1, Vers 8, wo es heißt: „*Und selbst wenn ein Engel vom Himmel ein anderes Evangelium verkünden würde als das welches wir euch verkündigt haben - verflucht sei er.*“ Und gleichsam ganz kurz vor dem Schluss der üblichen Ausgaben des Neuen Testaments heißt es im 22. und letzten Kapitel der Offenbarung des Johannes, Vers 18, dass wenn „*jemand etwas dazusetzt, so wird Gott zusetzen auf ihn die Plagen, die in diesem Buch geschrieben stehen*“.

Das Neue Testament ist sozusagen das letzte, unverrückbare Wort Gottes. Und über dessen Auslegung wacht die Kirche, wahrt eifersüchtig ihr Interpretationsmonopol. Iwan erläutert dies Motiv auch und gibt es als Grundzug des römischen Katholizismus aus: Dem Papste wurde als Stellvertreter Christi auf Erden alles übergeben und es ist jetzt bei ihm. Der Herrscher soll sich sozusagen nicht mehr in die Sachen seines Statthalters und Erbverwalters einmischen, dieser wird sich schon um die Auslegung seines Testaments, des Neuen und des Alten, kümmern.

Nun – und hier wollen wir die Legende weiter verfolgen - kündigt der unerbittliche Jäger alle Abweichler dem wiedergekehrten Herrn gar an, ihn als „*den gefährlichsten aller Ketzer*“ morgen auf dem Scheiterhaufen zu verbrennen. Und das Volk, das ihm heute noch zugejubelt habe, werde noch die Kohlen schüren. Also ein noch schnellerer Umschlag des Volkes vom *Hosianna* zum *Kreuzigt ihn* als Beweis der Feigheit und des Opportunismus, also der fundamentalem Schwäche der Masse – diese Schwäche ist das sich durchziehende Leitmotiv des sich in seiner Rede darstellenden pessimistischen Menschenbildes des Inquisitors.

Unser Traktat lebt von dem Spannungsverhältnis zwischen zwei Polen: Einmal die Schwäche der meisten Menschen, die auf sie stützende, ihnen Halt gebende Autorität angewiesen sind – auf der anderen Seite, und dies zweite Leitmotiv wird nun angesprochen, die Lehre Jesu, welche den Menschen die radikale Freiheit gegeben habe; eine Freiheit, in der moralische Entscheidungen ohne Halt in einer Vielzahl von alle Details des Lebens regelnden Geboten zu treffen sind. Auf paradoxe Weise wird der zweite Pol der von Jesus gegebenen Freiheit nun zum ersten Mal im Kontext der These angesprochen, dass Jesus dem damals Gelehrten nichts hinzufügen kann. Eine nachgeschobene Erläuterung des Neuen Testament würde den Menschen seine Freiheit, seine Glaubensfreiheit nehmen, welche für Jesus doch das höchste Gut gewesen ist. Paradox und sophistisch ist diese Argumentation in dem Mund des autoritären Kirchenvertreters, weil er die Freiheit gegenüber Jesus doch nur einklagt, um sie den Menschen wieder durch die kirchliche Macht wegnehmen zu können – ungestört von dem einstigen Religionsstifter.

Nicht auf den ersten Blick wird es allen einleuchten, das Wesen der Botschaft Jesu in der Verkündigung der Freiheit zu entdecken. Doch, und hier sei ein kleiner Exkurs gestattet, gibt es dafür gute Argumente. Ein wesentlicher Unterschied zum Alten Testament ist die Überwindung eines Gesetzesglaubens, in dem die akkurate und wortwörtliche

Beachtung detaillierter, den Alltag regelnder Gebote im Mittelpunkt steht. Hier lauert die Gefahr, dass auf diese Weise die wesentlichen moralischen Werte, die als Geist des Gesetzes den Vorschriften erst Seele einhauchen könnten, aus dem Blick geraten. Etwa wird im Markusevangelium (2,27) davon berichtet, dass Jesus auf die Kritik des etablierten Klerus, seine Jünger hätten am Sabbat Ähren gepflückt gegen das Gebot der Sabbatruhe, erwidert, der Sabbat sei für die Menschen da und nicht umgekehrt (dieses Gebot also kein Selbstzweck).

Stattdessen wird die lange Liste von Verboten und Geboten durch einen einzigen Imperativ ersetzt: dem der Liebe, der Nächstenliebe, der Feindesliebe gar – und der Gottesliebe. Der große Kirchenlehrer und Philosoph Augustinus, der um 400 wirkte, hat das in den einfachen Satz zusammen gefasst: „*Dilige et quod vis fac*“ (In epistulam Ioannis ad Parthos, tractatus VII, 8) – „*Liebe und tue, was du willst.*“ Dieses hohe Wort der Freiheit kam übrigens, und hier sieht man die Ambivalenz des Christentums schon in seiner frühen Zeit, aus dem Munde des Bischofs Augustinus, der die theologisch-philosophische Rechtfertigung für die Verfolgung angeblicher Ketzler gab (hatten sie nicht genug geliebt, könnte man fragen).

Wortwörtlich kommt das Motiv der Freiheit auch in verschiedenen Bibelstellen vor. In Johannes 8, 31 sagt Jesus, dass jene, die seinem Wort folgen die Wahrheit erkennen und dadurch frei werden; denn sie würden aus der Knechtschaft der Sünde herausgeführt. Und Paulus verkündet im Galaterbrief 5,1: „*Zur Freiheit hat uns Christus befreit. So steht nun fest und lasst euch nicht wieder das Joch der Knechtschaft auflegen!*“. Und zwei Verse weiter heißt es dort: „*Ihr seid ja doch zur Freiheit berufen, Brüder, nur: sorgt dafür, dass die Freiheit nicht eurer Selbstsucht Raum gibt, sondern dient einander in der Liebe.*“

Diese christliche Freiheitslehre sollte gerade im 16. Jahrhundert durch die von Luther angestoßene Reformation eine Renaissance erleben. In seiner Abhandlung „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ findet sich der berühmte Spruch:

„Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemand untertan. Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.“

Das Paulus- und das Luther-Zitat zeigen in scheinbarer Paradoxie die Spezifik des christlichen Freiheitsbegriffs. Man mag von äußeren Zwängen, falschen Autoritäten und den sündigen Abgründen innerlicher triebgesteuerter Bosheit frei sein; dies aber nicht, um selbstherrlich über andere zu herrschen, sondern um freiwillig in Liebe den Nächsten zu dienen. Der Freiheit vom äußeren Gesetz entspricht die Herrschaft des inneren Gesetzes. Man könnte fast die Aufklärung und Kant hier vorgedacht sehen: Wenn man Liebe durch Vernunft ersetzt, ist man jenem Kategorischen Imperativ nahe, der vernünftige Selbstbestimmung des autonomen Menschen an die Stelle setzt von abergläubischen, irrationaler Befolgung von nicht verstandenen äußerer Gesetze, die von fremden Autoritäten gegeben wurden.

Wenn der Mensch frei ist, muss er auf sich gestellt moralische Entscheidungen treffen. Das ist ein großes Geschenk, aber auch ein riesige Bürde. Ist der Mensch da nicht überfordert? Und genau das ist die Frage, die unsere düstere Geschichte aus dem Zeitalter der Inquisition stellt. Zu ihr und der Argumentation des Kardinals wollen wir wieder zurückkehren. Er setzt nämlich Freiheit und Glück in einen fundamentalen Gegensatz. Ein Dichter des 20. Jahrhunderts, Gottfried Benn, hat Glück übrigens einmal so definiert: „*Dumm sein und Arbeit haben: // das ist das Glück.*“ (Eure Etüden. In: Gesammelte Gedichte. 2. Auflage, Wiesbaden: Limes Verlag, 1956. S. 327).

Für den Großinquisitor können freie Menschen nicht glücklich sein, denn sie würden sich immer wieder auflehnen, sich empören (man könnte ergänzen: gegen Autoritäten, gegen das Schicksal, gar gegen das Unvermeidliche). Seine von ihm verneinte Frage ist: „*können Empörer glücklich sein*“. Das Kapitel vor dem Großinquisitor hatte den Titel „Die Auflehnung“ oder „Die Rebellion“ und Iwan der intellektuelle, zweifelnde, sich empörende Rebell erscheint nicht glücklich. Jahrzehnte später wird der stark von Dostojewskij beeinflusste Schriftsteller und Philosoph Albert Camus von einem ewigen Rebellen des Mythos jedoch schreiben:

„Der Kampf gegen Gipfel vermag ein Menschenherz auszufüllen. Wir müssen uns Sisyphos als einen glücklichen Menschen vorstellen.“ (S. 101)

Der Großinquisitor sieht das anders. Die Menschen hätten der Kirche die Freiheit demütig vor Füßen gelegt – jene Freiheit, die Jesus ihnen einst geschenkt hat, die sie jetzt aber zurückgeben wollten. Jesus hätte von vornherein einen anderen Weg, den Weg des Großinquisitors einschlagen können, dafür hätte es „*Mahnungen und Zeichen*“ gegeben, aber Jesus hätte sich von dem einzigen Weg abgekehrt, auf dem das Heil der Menschen zu finden wäre.

Mit diesen „*Mahnungen und Zeichen*“ ist das gemeint, was der „*furchtbare und kluge Geist*“ Jesus eingeflüstert hätte, nämlich die Versuchungen, die der Teufel Jesus gebracht habe, als dieser fastend in der Wüste weilte.

In diesen Versuchungen, so der Großinquisitor, „*in diesen drei Worten, in drei menschlichen Sätzen*“ liege „*wie im Schoße die ganze weitere Geschichte der Menschheit*“.

Bevor wir den Ausführungen des Großinquisitors weiter folgen, will ich Sie zurück zum Neuen Testament führen, zu der Geschichte von Jesu Versuchung. Bei Matthäus (Kapitel 4, Vers 1 bis 11) wird berichtet, dass Jesus 40 Tage gefastet hatte und er deshalb Hunger hatte. Da wäre ihm der Versucher erschienen und sagte ihm, er könne doch als Gottes Sohn aus den herumliegenden Steinen Brot machen. Darauf erwiderte Jesus, dass der Mensch nicht vom Brot allein, sondern vom Wort Gottes lebe. In einer zweiten Versuchung führt der Teufel ihn da auf die Zinne des Tempels zu Jerusalem und sagt, er solle doch, wenn er Gottes Sohn sei, hier herunter springen, die Engel werden ihn doch wohl ihm Auftrag Gottes vor dem Aufprall retten. Und Jesus erwiderte, man soll Gott nicht versuchen. Und als drittes führte der Teufel ihn zu einem hohen Berg, von wo man „*alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit*“ sehen konnte, und versprach, ihm dies alles zu geben, ihn also zum Herrn der Welt zu machen, wenn er ihn nur anbetete. Und, Sie werden es erraten, Jesus nahm dieses verführerische Angebot nicht an – da man nur Gott und nicht anderen Herren dienen solle (man könnte ergänzen: weder teuflischen noch weltlichen).

In diesen kurzen Zeilen verberge sich also nun das Geheimnis der ganzen Menschheitsgeschichte? Diese These des Großinquisitors werde ich in der Folge zu entfalten versuchen.

Vorher aber ein kurzer Exkurs zu Dostojewskijs Motiven. Ihm ging es in seiner Religionsphilosophie immer darum, gegen die Vermischung des wahren Christentums mit weltlichen Zielen, etwa von Macht und Herrschaft, anzugehen.

Als Dostojewskij die Legende vom Großinquisitor Dezember 1879 vor Studenten an der Petersburger Universität vortrug, schrieb er kleine Einführung. Darin heißt es:

„Das ganze ist so zu verstehen: Wenn der Glaube an Christus verfälscht und mit den Zielsetzungen dieser Welt vermengt wird, dann geht auch der Sinn des Christentums verloren. Der Verstand fällt dem Unglauben anheim, und statt des großen Ideals Christi wird lediglich ein neu-

er Turm zu Babel errichtet werden. Während das Christentum eine hohe Auffassung vom einzelnen Menschen hat, wird die Menschheit nur noch als große Masse betrachtet. Unter dem Deckmäntelchen sozialer Liebe wird nichts als offenkundige Menschenverachtung gedeihen. (zitiert nach: Geir Kjetsaa: Dostojewskij- Sträfling – Spieler – Dichterst, Gernsbach 1986, S. 411)

Die Geschichte der Versuchung Jesu durch den Teufel als Schlüssel seiner Kritik besonders an der katholischen Kirche zu nutzen, ging auf eine Anregung zurück, die Dostojewskij von dem Religionsphilosophen Wladimir Solowjew empfing (siehe Wladimir Szykarski: Solowjew und Dostojewskij, Bonn 1948, S. 8 f.). Dostojewskij hatte 1878 in Petersburg Vorträge von ihm besucht. Darin hatte Solowjew die Entwicklung des Abendlands als einen Abstieg in mehreren Stufen gedeutet. Vom hehren Urchristentum habe man sich durch die Übernahme der Macht des Römischen Reiches abgewandt und diese Verfallsgeschichte in der Neuzeit fortgesetzt. Diese Stufen des Abstiegs werden in Parallele zu den drei Versuchungen Christi gesetzt. Im ersten Schritt sei die katholische Kirche den Verlockungen der äußeren Macht erlegen, dann sei zweitens das Abendland dem Hochmut des Rationalismus verfallen und dann sei es schließlich drittens auf dem Abweg des materialistischen Hochmuts des Fleisches geraten.

Diese Parallele zwischen Versuchungs- und Weltgeschichte führt nun Dostojewskijs Großinquisitor weiter: Jesus sei aber nun, da er den Versuchungen nicht erlag, mit leeren Händen vor die Menschen gegangen, nur mit dem Versprechen der Freiheit. Dafür seien sie aber zu dumm. Hätte er Steine in Brot verwandelt, wären sie ihm massenhaft gefolgt. Gehorsam mit Brot zu erkaufen, mag zwar effektiv sein, widerspricht jedoch der jesuanischen Freiheitslehre. Seine Missachtung der niedrigen, auf materielle Werte statt auf hehre Freiheit gerichteten Natur des Menschen werde Jesus jedoch einholen. Der Großinquisitor sagt: *„Es gibt keine Verbrechen, es gibt auch keine Sünde, es gibt nur Menschen, die hungern. [...] Machen Sie zuerst satt und dann verlangen Sie von ihnen die Tugend“*. Denn sonst werden sie in deinen Tempel eindringen, ihn zerstören und stattdessen einen neuen Turm von Babel bauen.

An diesem Montag war ich im Münchner Volkstheater in einer Inszenierung der Dreigroschenoper von Brecht. Dort heißt es im Lied *„Über die Unsicherheit menschlicher Verhältnisse“* ganz im Sinne der Argumentation von Satan und Großinquisitor:

*„Das Recht des Menschen ist's auf dieser Erden
Da er doch nur kurz lebt, glücklich zu sein
Teilhafte aller Lust der Welt zu werden
Zum Essen Brot zu kriegen und nicht einen Stein.
[...]
Natürlich hab ich leider recht
Die Welt ist arm, der Mensch ist schlecht.
Wir wären gut - anstatt so roh
Doch die Verhältnisse, sie sind nicht so.“*

Oder noch prägnanter in der *„Ballade über die Frage: ‚Wovon lebt der Mensch?‘*: *„Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral.“*

Anders aber als Brecht, der wie der Marxismus insgesamt daran glaubte, dass die Menschen, wenn sich doch nur die Verhältnisse änderten, zu Freiheit und Moral fähig seien, hält der Großinquisitor Freiheit und Brot für unvereinbar. Denn freiwillig werden die Menschen niemals *„das Brot untereinander zu teilen verstehen“*, denn sie seien *„kleinmütig, lasterhaft und nichtig [...] und voll von Empörung“*

Es stehe das irdische reale Brot gegen das spirituelle, geistig-moralische „himmlische“ Brot. Nur eine kleine Elite sei stark genug, auf das irdische Brot, also die materiellen Werte, zu verzichten und stattdessen mit dem himmlischem Brot, also den geistig-moralischen Werten, Vorlieb zu nehmen. Deshalb wird die Masse gern und mit Freude die geschenkte Freiheit, die zu Chaos und Anarchie führt und sie überfordert, zurückzugeben und freiwillig die Knechtschaft der Kirche akzeptieren. Die Last der Freiheit werden dann nur die Herrschenden, die Wissenden, der Kleriker spüren. Die Kirche wird die Menschen betrügen und in Namen von Jesus, denn sie fälschlicherweise im Munde führt, herrschen.

Die Menschen wollen jedoch nicht das Brot allein. Der deutsche Philosoph Friedrich Nietzsche nannte den Menschen „ein verehrendes Tier“, der französische Dichter Baudelaire bezeichnete ihn als „ein anbetendes Tier“. Der spanische Großinquisitor spricht in dem Roman des russischen Schriftstellers Dostojewskij davon, dass die Menschen das tiefe Bedürfnis haben, jemanden gemeinsam anzubeten, nämlich jenen, von dem sie das Brot empfangen haben. Die Gemeinsamkeit ist dabei wichtig, so erklären sich die Religionskriege um die Verehrung des jeweils als einzig wahr angesehenen Gottes. Die Menschen erschaffen sich Götter, um die anderen zu zwingen, sich vor diesen in den Staub zu werfen. Und wenn die Zeit der Götter vorbei ist, werden diese durch gemeinsame Götzen ersetzt. Hier könnte man an das 20. Jahrhundert mit seinen ideologischen Götzen denken oder auch an die Gegenwart, in welcher mediale Idole oder die Technik oder das Geld zum Götzen werden.

Jesus hätte die Chance verpasst, die ihm der Teufel geboten hätte. Unter dem „*Zeichen des irdischen Brotes*“ hätten sich die Menschen ihm gerne unterworfen, sozusagen um den Mammon oder das goldene Kalb getanzt.

Noch mächtiger als die Herrschaft über das Brot sei jedoch die Herrschaft über das Gewissen. Denn den Mensch will nicht nur leben, sondern auch einen Zweck haben, für den er lebt. Lieber würde er sich das Leben nehmen, als ohne Sinn und Zweck zu leben.

Der schon erwähnte Albert Camus hat geschrieben, das es „*nur ein wirklich ernstes philosophisches Problem*“ geben: „*den Selbstmord. Die Entscheidung, ob das Leben sich lohne oder nicht*“. Der Mensch braucht einen Grund zum Leben, einen Sinn des Lebens. Der Mensch sucht zwangsläufig eine sinnvolle Welt, wenn er aber erkenne, dass die Welt absurd, also ohne Sinne sei, kann aus diesem Gefühl der Absurdität dieser Wunsch nach dem Nichts, dem eigenen Tod entspringen. Wer gibt nun aus Sicht des Großinquisitors dem Menschen ein *Wozu?*

Der Mensch wolle die Last der Freiheit abgeben. Er wird sie aber nur dem geben, der sein Gewissen beruhigt und seinem Leben einen Zweck gibt. Der Mensch will Ruhe. Deshalb ist der Tod ihm lieber als die quälende Unruhe, welche „*die freie Wahl zwischen Gut und Böse*“ mit sich bringt. Man könnte Dostojewskijs Gedankenexperiment im Großinquisitor noch weiter spinnen und nicht nur fünfzehnhundert Jahre vom Spanien der Inquisition aus zurückgehen, sondern bis an den Anfang der Welt und zu dem Sündenfall im Paradies. Gegen Gottes Willen haben Adam und Eva von Baum der Erkenntnis und zwar der Erkenntnis von Gut und Böse gegessen. Das war die Erbsünde. Jetzt wollen sie die autonome Erkenntnisfähigkeit wieder zurückgeben, den Biss ungeschehen lassen und wie die ersten Menschen in den Garten Eden der Unmündigkeit zurückkehren, behütet vom strengen, mit einem Schwert bewaffneten Engel der Kirche.

Jesus habe den Menschen die Gewissensfreiheit gegeben, die Kirche jedoch die Gewissensberuhigung. Diese moralische Freiheit auszuhalten gehe aber über die Kräfte der allermeisten Menschen. Mit dieser Überforderung zeige sich, dass Jesus die Menschen letztlich weniger geliebt habe als die grausamen Inquisitoren die tun. Jesus wollte, dass die Menschen ihm aus freier Liebe nachfolgen und nicht nur die alten harten Gesetze befolgen. Freiheit ist aber härter als das härteste Gesetz. Sie ist die höchste Last. Und von der befreit die katholische Kirche die Menschen.

Die Menschen sind sowohl schwach als auch zur Empörung bereit. Sie sind sozusagen revoltierende Wesen (*L'homme révolté* - *Der Mensch in der Revolte* ist übrigens der Titel von Camus philosophischen Hauptwerk), die aber den Konsequenzen der Revolte nicht gewachsen sind. Man müsse ihr Gewissen unterwerfen, damit sie glücklich werden. Die drei Mittel seien hierbei: „*das Wunder, das Geheimnis und die Autorität*“. Und alle diese drei Waffen schwinde die katholische Kirche seit alters her mit großer Kunstfertigkeit. Auch Jesus wurden sie in der Wüste angeboten, aber er habe diese Offerten des Teufels zurückgewiesen. Er wollte ihn verführen und sagte, er solle vom Tempel springen – und wenn die Engel ihn dann retten werden und er nicht am Boden zerschlagen werde, würden die Menschen vom Wunder geblendet ihm begeistert nachfolgen. Aber Jesus wollte einen Glauben, der der Wunder nicht bedurfte; er wollte nicht den Wunderglauben, sondern den freien Glauben, die freie Liebe. Doch der Mensch braucht Wunder und wenn die Religion sie ihm nicht bietet, sucht er sie im Aberglauben. Der Großinquisitor nannte hier „*Zauberer*“ und „*Hexenkünste*“; heute könnte man Esoterik und Sekten anführen.

Das „*feige Entzücken der Sklaven vor der Macht*“ entspreche viel mehr der Menschennatur als die Überforderung der Freiheit und der autonomen Moral. Jesus hätte zu hoch von den Menschen gedacht, sie überfordert und damit gezeigt, dass er den Menschen nicht so liebe, wie er nun einmal ist: klein, schäbig und feige. Nur eine kleine Minderheit könne das erbringen, was Jesus von allen Menschen verlange; nur die wenigen Auserwählten seien fähig, ein Leben zu führen, in dem man nur dem eigenen Gewissen folge.

Deshalb hätte die Kirche die Lehre Jesus „*verbessert*“, den Menschen die Gabe der Freiheit wieder entzogen, sie von dieser schweren Bürde befreit, ihnen dafür das Wunder, das Geheimnis und die Autorität gebracht, sie wie eine unmündige Herde geführt. Das sei wahre Menschenliebe, denn sie basiere auf der Einsicht in die Schwäche des Menschen.

Hier sei ein kurzer Exkurs zur Tradition der Staatsphilosophie gestattet. Man kann ganz grob die Geschichte des politischen Denkens in zwei Richtungen einteilen. Auf der einen Seite stehen jene Denker, die ausgehend von einem anthropologischen Pessimismus, also einem eher negativen oder zumindest skeptischen Menschenbild, zu einer tendenziell autoritären, politisch rechts einzuordnenden Lehre, die auf Autoritäten und Institutionen baute, kamen. Und auf der anderen Seite findet man jene anthropologischen Optimisten, die an eine freie, gleichberechtigte Entwicklung der Menschen glaubten und deshalb positive Utopien entwickelten. Zu letzterer Gruppe gehört etwa der für die geistige Vorbereitung von Französischer Revolution und Demokratie wichtige Jean-Jacques Rousseau. Zu den ersteren der Begründer der modernen Staatslehre Thomas Hobbes in der frühen Neuzeit und der düstere autoritär-katholische Rechtsphilosoph Carl Schmitt im 20. Jahrhundert. Thomas Hobbes vertrat vereinfacht gesagt die Lehre, dass im Naturzustand der Mensch dem Menschen ein Wolf sei, ein Krieg aller gegen alle herrsche und deshalb der Mensch seine Freiheit an einem absolut souveränen Staat abgeben müsse, der dafür im Austausch Frieden und Sicherheit garantiere. Das Christentum konnte in solch einer Lehre sozusagen gegen die ursprüngliche jesuanische Intention nur eine herrschaftslegitimierende Funktion ausüben. Der erwähnte Carl Schmitt, ein potentieller Anhänger

unseres Kardinals, brachte in seinen Aufzeichnungen aus der Zeit kurz nach Ende des Zweiten Weltkriegs den Großinquisitor und Hobbes in folgende Verbindung:

„Hobbes spricht aus, was Dostojewskis Großinquisitor tut: die Wirkung Christi im sozialen und politischen Bereich unschädlich machen; das Christentum ent-anarchisieren, ihm aber im Hintergrunde eine gewisse legitimierende Wirkung zu belassen.“ (Carl Schmitt: Glossarium. Aufzeichnungen der Jahre 1947-1951, Berlin 1991, S. 243).

Jetzt aber zurück zu unserer Legende: Letztlich, so gibt der Großinquisitor zu, habe die Kirche aber nicht nur Partei für die Menschen ergriffen, sondern sei auch jenem verführerischen Geist gefolgt, der Jesus in der Wüste versuchte: dem Teufel. Sich von Christus ab- und dem Teufel zugewendet habe die Kirche sich schon acht Jahrhunderte vor dem Aufeinandertreffen von Jesus und dem Inquisitor, nämlich als sie „das Schwert Cäsars“ aus den Händen des Satans empfang. Mir ist nicht klar, warum Dostojewskij hier von nur acht Jahrhunderten spricht, wurde das Christentum doch schon 380 zur Staatsreligion des Römischen Reiches und hat sich so mit der weltlichen Macht und Gewalt vermählt.

Hier wiederholt Dostojewskij implizit jene vernichtende Kritik an der katholischen Kirche, die er schon in früheren Romanen seinen Gestalten in den Mund gelegt hatte. Diese Institution sei nur eine Fortsetzung des Römischen Reichs, seiner weltlichen Macht und somit mit dem Antichrist im Bunde, sei der Verführung des Teufels verfallen.

Der jesusgleiche Fürst Myschkin sagte in dem Roman „Der Idiot“ zornig über den Katholizismus:

"Erstens ist er ein unchristlicher Glaube!" erwiderte der Fürst in großer Erregung und mit übermäßiger Schärfe. "Das ist das erste; und zweitens ist der römische Katholizismus sogar schlimmer als der Atheismus selbst; das ist meine Meinung! Ja, das ist meine Meinung! Der Atheismus predigt nur das Nichts; aber der Katholizismus geht weiter: er predigt einen entstellten Christus, einen durch Verleumdung und Beschimpfung karikierten Christus, das reine Gegenteil von Christus! Er predigt den Antichrist, das schwöre ich Ihnen, das versichere ich Ihnen! Das ist meine persönliche, langgehegte Überzeugung, die mir schon viel Pein bereitet hat [...] Der römische Katholizismus glaubt, dass ohne eine universale Herrschgewalt die Kirche auf Erden nicht bestehen kann [...] Meiner Ansicht nach ist der römische Katholizismus überhaupt kein Glaube, sondern einfach eine Fortsetzung des weströmischen Kaisertums, und es ist bei ihm alles, vom Glauben angefangen, dieser Idee untergeordnet. Der Papst hat ein Land in Besitz genommen, einen irdischen Thron bestiegen und das Schwert ergriffen; seitdem geht alles in dieser Art weiter; nur haben sie zum Schwert noch die Lüge, die Intrige, den Betrug, den Fanatismus, den Aberglauben und das Verbrechen hinzugefügt; sie haben mit den heiligsten, aufrichtigsten, schlichtesten, wärmsten Empfindungen des Volkes gespielt; alles, alles haben sie für Geld, für gemeine weltliche Macht hingegeben. Und das wäre nicht die Lehre des Antichrists?!" (Der Idiot, IV, 7)

Und in dem Roman „Die Dämonen“ heißt es:

„Sie glaubten, daß der römische Katholizismus kein Christentum mehr sei; Sie behaupteten, Rom habe einen Christus verkündet, der der dritten Versuchung des Teufels erlegen sei, und wenn der Katholizismus der ganzen Welt gepredigt habe, dass Christus ohne ein weltliches Reich auf Erden nicht bestehen könne, so habe er eben damit den Antichrist gepredigt und dadurch die ganze westliche Welt verdorben.“

Aber weiter in unserem Text. Der Mensch brauche ausreichend Brot, ein ruhiges Gewissen und schließlich als drittes eine allgemeine Harmonie. Sein „Verlangen nach weltumspannender Einheit“, nach dem Zustand, in der „die ganze Menschheit endgültig zu einem einzi-

gen, einstimmigen Ameisenhaufen“ vereint ist, entspricht die katholische Kirche. Katholisch heißt übrigens wörtlich übersetzt „das Ganze betreffend“, „allgemein“. „Kata“ bedeutet nämlich im Altgriechischen „um ... willen“ und „holos“ heißt „ganz“. Die Römisch-Katholische Kirche tritt mit dem „Römischen“ die Erbe des weltlichen, auf Macht und Schwert gegründeten Imperiums an, und erhebt im „Kat-holischen“ einen weltumspannenden, die Menschheit unter ihrer Herrschaft vereinenden Anspruch.

Die Einigung aller Völker hat für die Menschen immer schon völlige Harmonie und ewigen Frieden versprochen. Und dafür geben sie gerne ihre Freiheit her. Wer Brot verteilt und das Gewissen unterwirft, ist dazu auserkoren, die Menschen weltweit zu vereinen und über sie zu herrschen. Zwar sieht der Großinquisitor, dass dies Werk noch lange nicht vollendet ist, doch ist er sicher, dass dieser Wunsch nach Ruhe und Frieden unter einer einheitlichen Herrschaft über die Welt einst erfüllt wird:

„O gewiß, es werden noch Jahrhunderte des Mißbrauchs der menschlichen Geisteskraft kommen, Jahrhunderte der Wissenschaft und Menschenfresserei – denn wenn sie ihren babylonischen Turm ohne uns zu Ende führen wollen, werden sie bei der Menschenfresserei aufhören. Dann aber wird das Tier zu uns gekrochen kommen und uns die Füße lecken und mit blutigen Tränen netzen.“

Dostojewskij spielt in dieser düsteren Prophetie, die er dem Großinquisitor in dem Mund legt, auf die Entzweigungen der Moderne an. Man könnte aber auch eine Vorhersage des 20. Jahrhunderts hier erkennen, in dem ja Wissenschaft und Technik nie gekannte Triumphe feierte, diese aber zu grausamer Menschenvernichtung mit Weltkriegen und Atombomben führten.

Das Tier Mensch würde aber ermüdet durch diese grausamen Schlachten, die gegenseitigen Vernichtungszüge zu den alten Autoritäten zurückkriechen schlussendlich. Dann erst sei *„für die Menschen das Reich des Friedens und des Glückes“* gekommen. Ruhe und Frieden könne die Kirche so allen Menschen bringen. Jesus hätte aber nur einigen, den Starken die Freiheit gebracht. Diese werden aber, vom Warten auf Jesus ermüdet, ihre Freiheit letztlich gegen den wenden, der sie ihnen gebracht hat. Gemeint ist wohl der Unglauben der starken freien Geister.

Diese Freiheit des Geistes und der Wissenschaft wird die Menschen aber vor solche Abgründe führen, dass die Stärkeren sich selber oder einander töten und die Schwachen reumütig zur Kirche zurückkehren werden, um vor sich selber gerettet zu werden.

Sie werden das Brot aus den Hände der Kirche empfangen und dabei natürlich wissen, dass sie das Brot ja selber im Schweiß ihres Angesichts geschaffen haben. Doch ist es besser, die Macht, der man sich unterwarf, verteilt es, als es würde es in den eigenen Händen zu Steinen werden. Denn die unruhigen freien Geister hätten im gegenseitigen Kampf die Früchte ihrer Arbeit vernichtet.

Die Herde, welche von Jesus zerstreut und auf Abwege geführt wurde, kehrt also sozusagen reumütig zum Hirten zurück, gibt Freiheit und das Gewissen ab, beichtet den neuen Herren alles, um von der Last der Freiheit befreit zu sein und demütig Vergebung und Entlastung von den Sünden zu empfangen.

Eine fast utopisch-idyllische Schilderung der Unterwerfung aller unter die Kirche entwirft der Großinquisitor gegen Ende der Erzählung, irgendwo angesiedelt zwischen Garten Eden und Huxleys Schöner Welt, zwischen der biblischen Verheißung (Jesaja 65, 25) von der Zeit, wo einst *„Wolf und Schaf [...] nebeneinander weiden“*, und Orwells „1984“, zwischen kommunistischer Utopie und Nietzsches negativer Utopie von den anspruch- und ehrgeizlosen, doch satten und glücklichen „letzten Menschen“:

„Wir werden ihnen das stille Glück, den Frieden der schwächlichen Menschen geben, zu dem sie auch geschaffen sind; wir werden sie davon überzeugen, daß Stolz und Übermut zu nichts taugen, denn Du hast sie über sich selber gehoben und sie also den Hochmut gelehrt; wir werden ihnen beweisen, daß sie Schwächlinge, daß sie kleine klagende Kinder seien, daß aber kein Glück so süß sei wie eben das Glück der Kinder. Sie werden zaghaft werden und zu uns hinaufblicken und sich an uns schmiegen in ihrer Furcht wie die Küchlein an die Henne. Und sie werden uns anstaunen und Angst haben vor uns und doch stolz darauf sein, daß wir so mächtig und so klug seien und daß wir es verstanden haben, die aufrührerische Herde zu bändigen. Sie werden ohnmächtig vor unserem Zorn zittern, ihr Geist wird zaghaft werden, und ihre Augen werden sich mit Tränen füllen wie die Augen der Kinder und Weiber; aber leicht werden sie auf einen Wink von uns zur Heiterkeit und zum Lachen übergeben, zu heller Freude und glückseligen Kinderliedern. Gewiß, auch wir werden sie zur Arbeit anhalten; aber in den arbeitsfreien Stunden werden wir ihnen das Leben wie ein Kinderspiel gestalten, mit Kinderliedern, Kinderchören und unschuldigen Tänzchen. Wir werden sie von ihren Sünden lossprechen, denn sie sind schwach und erbärmlich, und sie werden uns lieben wie Kinder dafür, daß wir ihnen die Sünde erlauben. Wir werden ihnen sagen, daß jede Sünde ihnen abgekauft wird, wenn sie mit unserer Erlaubnis geschah, und wir werden ihnen darum zu sündigen erlauben, weil wir sie lieben; die Strafe aber für ihre Sünden werden wir auf uns nehmen. So wird es sein. Wir werden selber die Sünde tragen, und sie werden uns verehren als ihre Wohltäter, weil wir vor Gott ihre Sünden auf uns nehmen. Sie werden kein Geheimnis vor uns haben, wir werden ihnen bald erlauben, bald verbieten, mit ihren Frauen oder Geliebten zu leben, Kinder zu haben oder nicht; es wird alles von ihrem Gehorsam abhängen, und sie werden sich unserem Willen mit Freude und Entzücken ergeben.“

Glücklich wird die unmündige Masse sein und die Last, die ihnen abgenommen wurde, jene Bürde der freien moralischen Entscheidung müssen nun die wenigen Herrschenden tragen. Sie haben die Menschen von der Sünde befreit und die Sünde auf sich genommen. Sie sind die einzigen Erwachsenen unter lauter Kindern und tragen schwer an ihrer Erziehungspflicht. Wir verstehen: Ketzerverbrennung aus Menschenfreundlichkeit, Entmündigung aus Liebe und Mitleid. Und dieses große wie schwere Werk wird man sich doch nicht kaputt machen lassen von der Rückkehr jener Person, die jene ganze Irrwege verschuldet hat. Jenen Christus, auf dem man sich in liebend-betrügerischer Absicht beruft, nur um den Antichristen zu dienen.

Des Inquisitors letzte Worte sind: „Morgen werde ich dich verbrennen.“ Er wartet auf irgendeine Reaktion seines Gefangenen:

„Doch Er steht plötzlich auf, tritt an den Greis heran und küßt ihn sanft auf dessen blutlose Lippen. Das war seine Antwort. Der Greis erbebt. Seine Mundwinkel bewegen sich. Er geht zur Tür, öffnet sie und spricht zu Ihm: ›Gehe hinaus und kehre nicht wieder – kehre nie wieder – nie, nie!‹ Er läßt Ihn hinaus auf die ›dunklen schweigenden Plätze‹ der Stadt. Der Gefangene geht hinaus.“

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit!